

Wie übe ich die Nachfolge Christi?

Autor(en): **Hürlimann, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **39 (1945)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-138665>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

feine Brüder. Sein Glanz, der Glanz Gottes, geht auf jeden von ihnen aus. Er fällt auch auf den Geringsten und auch auf den Verlorensten. In ihm, aus ihm können wir jenes Wohlgefallen am Menschen schöpfen, aus dem wir die Welt des Gottes- und Menschenrechtes, die Welt der Gerechtigkeit und des Friedens erhoffen, erwarten und aufbauen können. Immer wieder schöpfen wir, ermüdet, enttäuscht, vielleicht angeekelt oder verbittert, aus ihm Kraft, Mut und Freudigkeit dazu.

Und so stellt uns Weihnachten nicht bloß mit seiner Dreiheit die großen und entscheidenden Forderungen und Fundamente für die neue Erde vor Augen, sondern auch die Möglichkeit ihrer Verwirklichung, sogar ihre Verwirklichung selbst in Christus, der da war und der da kommt, der aber auch *ist*.

Leonhard Ragaz.

Wie übe ich die Nachfolge Christi?

Wenn wir uns die Frage stellen, wie wir die Nachfolge Christi üben können und sollen, dann ist uns dabei klar, daß es sich hier um etwas sehr Wichtiges, ja Entscheidendes, handelt. Denn es besteht gar kein Zweifel, daß Christus die Nachfolge zum Kriterium macht dafür, ob es zu einem echten Anschluß an ihn und seine Sache gekommen ist. Es ist ihm daran gelegen, daß man mit ihm einen Weg gehe, daß man ihn begleite und dabei sei, wenn's darauf ankommt. Jeder andere Anschluß an ihn, der nicht so ganz sichtbar und greifbar ist, der sich begnügt mit einer bloß gefühlsmäßigen Bindung, mit einer gewissen Sympathie oder Bewunderung oder schließlich auch mit einer überschwänglichen Verherrlichung, ist nicht vollgültig und überzeugend. Es genügt auch nicht, daß man etwas rein objektiv, lehrhaft, ganz Richtiges über ihn weiß und sagt und daß man, gestützt auf dieses Wissen, sich selber einen Anteil an seiner Person und seinem Werk zuspricht. Man muß auch ein Recht haben dazu, man muß es erworben haben. Man kann daran nur Teilhaber sein, wenn man alles mit ihm teilt, seinen Weg und seinen Kampf. Man muß auch wirklich an seiner Seite gehen.

Und zwar ist es ein höchst kühner Weg: der Weg Gottes und seines Reiches. Es ist der Weg Gottes durch die Welt, der da markiert werden soll, des Gottes, der sich ständig neu, ständig vorwärtsschreitend, offenbaren will. Nicht im Verborgenen, nicht in einer geheimen Lehre der in tiefere Erkenntnis Eingeweihten, sondern schöpferisch will er sich offenbaren, in das Sichtbare und Greifbare hinein, in einer neuen Kreatur, in einem neuen Leben, in einem neuen Verhältnis zwischen den Menschen und einer neuen Ordnung unter ihnen. Nicht in einer Gottesvorstellung, die Gott festhalten, das Schöpferische in ein Statistisches verwandeln will, die das Unbegrenzte, Lebendige, Kommende, in einen Rahmen zu pressen und zu fixieren sucht. Nicht in einer Vorstellung von Gott, die, so tief und gewaltig sie in der Stunde ihrer Geburt erlebt werden mag,

doch unabwendbar verblaffen muß, die Fülle des Lebens doch auf die Dauer nicht zu fassen vermag und nur noch künstlich, gewaltsam am Leben erhalten und qualvoll durch die Jahrhunderte geschleppt wird, längst zum Feind und Tod alles Lebens geworden. Christus offenbart den Gott des hereinbrechenden Reiches, der lebendig ist und bleibt und ständig neues Leben weckt. Er ist der Gott, der als ewig-schöpferischer uns begegnet und dem wir im Ewig-Schöpferischen, in Geist und Wahrheit, dienen. Er ist der Ewige, und das heißt nicht der unverrückbar stillstehende, der ruhende Gott, sondern der, dessen Wahrheit in neuen Aeonen immer größer, immer gewaltiger, mit immer stärkerer Intensität sich offenbart, bis der letzte Feind überwunden und Gott alles in allem ist.

An der Person Christi offenbart sich der Gang des Reiches Gottes, sein Lebensweg ist identisch mit dem Weg des Reiches, in ihm ist es gegenwärtig, in ihm kämpft und siegt, stirbt und aufersteht es. Die Stationen seines Lebens sind die Stationen des Reiches. Diesem genahen, anbrechenden Reiche der Gottesgerechtigkeit mitzudienen, mit unserem Dasein Zeichen seiner Gegenwart und seines Kommens, seines Kampfes und auch seines Sieges zu sein, dazu fordert er uns auf mit seinem Ruf zur Nachfolge.

Wie aber übe ich sie? Wir können darauf nicht eine bequeme Antwort geben, die uns ein für allemal aller Fragen und Nöte enthebt, kein Rezept, sondern nur eine Antwort, die uns erst recht wieder hineinführt ins Fragen, ins Irren und in die ständige Notwendigkeit, unsere einmal eingenommene Haltung zu überprüfen und zu korrigieren. Denn die Antwort lautet: „Die Nachfolge Christi kann ich nur üben in völliger Freiheit.“ Es gibt hier kein Schema, keine Schablone, keine Gleichschaltung, keine verpflichtende Tradition oder Konvention, kein Geleise, das für mich schon gelegt ist. Es gibt auch keinen irgendwie privilegierten Beruf, der das Monopol oder auch nur irgend einen Vorrang hätte in der Verwirklichung der Nachfolge. In jeder Tätigkeit, in jeder Stellung kann und soll ich die Gelegenheiten wahrnehmen, das Gottesrecht in die Dinge dieser Welt einströmen zu lassen, das alles Tun, auch das scheinbar profane, rein weltliche, heiligt und auch dem scheinbar ganz geringen in einem großen Zusammenhang eine unermessliche Bedeutung gibt. Es gibt keinen Beruf, der einen zwangsläufig zu dem Bruder hinführt, der am Wege liegt, man kann in jeder Tätigkeit ihn sehen oder ihn übersehen. Es gibt da nur die Freiheit, darum auch die uneingeschränkte persönliche Verantwortung dafür, wie ich die Nachfolge verstehe und übe. Irgend eine Entschuldigung, mit der ich dieser unendlichen Freiheit auszuweichen versuche, wird nicht angenommen. Ich darf mich meiner völligen und alleinigen Verantwortung nicht entschlagen wollen, nicht aus Angst vor den Gefahren dieser Freiheit, in der ein Mißgriff jederzeit möglich ist, weder aus einem menschlich begreiflichen, aber unstatthaften Bedürfnis nach Anlehnung, nach Sicher-

heit oder Bequemlichkeit, noch aus persönlicher Verpflichtung und Dankbarkeit gegenüber einer bestimmten Sache oder Person. Ich darf diese Freiheit auch einem anderen nicht ersparen oder rauben, indem ich ihm meinen Weg und meine Art aufdränge.

Das bedeutet nicht das Ueberwuchern eines extremen religiösen Individualismus, daß wir als geistige Einsiedler und Eigenbrödler in der Welt haufen. Es bedeutet, daß ich meinen eigenen Weg habe, aber dieser Weg wird mich sicher zusammenführen mit Menschen, von denen ich zu lernen und zu empfangen habe, mit andern Menschen gleicher Gesinnung, mit denen in gegenseitiger Anregung und Austausch zu leben eine Notwendigkeit und eine Bereicherung bedeutet, oft genug auch eine Kritik und eine Korrektur meiner eigenen Art mit sich bringt. Er wird mich hineinführen in eine Gemeinschaft, vielleicht auch in allerhand Bewegungen, Menschengruppen und Organisationen, die ein Gottesrecht vertreten. Es bedeutet auch gar nicht, daß ich solche Annäherungen auf jeden Fall nur mit allem Vorbehalt und aller Vorsicht ausführen soll, um mir nichts zu vergeben. Nein, es kann wohl sein, daß ich im Dienst einer solchen Sache gerade meine Form der Nachfolge finde. Aber ich diene ihr in Freiheit, ich bin ihr nicht verkauft und ausgeliefert. Ich diene nicht der Organisation als solcher, sondern dem Gottesrecht, das in ihr lebt. Wenn ich eines Tages feststellen müßte, daß diese Bewegung ihr Gottesrecht endgültig verraten und verkauft hat, wenn ich ihr nur noch dienen könnte um den Preis, mich selber belügen zu müssen, dann bin ich frei. Und dann muß ich mich auch frei machen.

Das bedeutet wieder nicht, daß ich wählerisch und anspruchsvoll von einer Sache zur andern flattere, ohne es irgendwo zu einer ernsthaften Bindung und Hingabe kommen zu lassen, um mich jederzeit ohne Schmerzen wieder lösen zu können. Aber wenn ich sehen muß, daß eine Sache hoffnungslos erstarrt und entartet ist, daß aber anderswo Leben aufbricht, dann ist dort mein Platz. Das ist dann nicht Opportunismus und Treulosigkeit, sondern Treue, gerade auch gegenüber der nun verlassenen Sache, nämlich zu der Gotteswahrheit, die in ihr lebte und von der sie lebte und um deretwillen allein sie Lebensrecht hatte — wobei ich freilich auch nur ruhigen Gewissens sein darf, wenn ich ihr vorbehaltlos und mit meinem Besten gedient habe, es nun aber nicht mehr tun kann, weil es nicht mehr angenommen wird. So wie es selbstverständlich ist, daß ich einer untergehenden, einer *vorläufig* untergehenden Sache, die aber das Gottesrecht auf ihrer Seite hat und es nicht preisgibt, die Treue halte und sie nicht verlasse, sondern da das Kreuz auf mich nehme und auf die Auferstehung warte, auch wenn mich das zeitweilig in die Zwangslage einer gewissen Untätigkeit versetzen sollte, die aber dann besser ist als eine Betätigung um jeden Preis. Es gibt auch eine Nacht, in der man nicht wirken kann. Um eine Illustration zu geben: Der Mann, der nach dem Einbruch des totalitären, alle andern Möglichkeiten unterdrückenden Nationalsozialismus sich nun halt die-

fem zur Verfügung stellt, vielleicht in der Berechnung, dort irgendwelche positiven Elemente fördern und ihn läutern zu können, der hat nicht nur sich selber in unverzeihlicher Weise getäuscht, vielleicht willentlich getäuscht, sondern er hat Verrat begangen.

In Freiheit, haben wir gesagt, gilt es, seinen Weg zu suchen, aber in voller Freiheit, auch sich selber gegenüber, den Weg der Wahrheit und nicht der persönlichen Neigungen, damit nicht die Freiheit zu einem Vorwand werde für bloße Willkür und Eigenwilligkeit. Man muß auch sehr rücksichtslos sein können gegenüber sich selber, frei gegenüber der eigenen, natürlichen Veranlagung, frei von Bedenken, die der Rücksicht auf die eigene Person, auf die eigene soziale Stellung entspringen, frei von Angst vor möglicher Belastung durch Mißverständnis, Unverstand und Böswilligkeit von Seiten der Umwelt, womit klar ist, daß es sich nicht um eine für immer erlangte, zum gesicherten Besitz gewordene Freiheit handeln kann, sondern nur um eine unter Kämpfen stets neu zu erringende.

Man muß aber auch mit nüchternem Blick seine eigenen Schranken erkennen und in Rechnung stellen. Man darf nicht zur Vergewaltigung seiner selbst schreiten. Es mag Formen der Nachfolge geben, die mir — möglicherweise nur vorläufig, aber zum mindesten jetzt — nicht zugänglich sind und an die ich mich nicht herandrängen soll. Man hüte sich vor aller Macherei, mit der man nur die Wahrheit kompromittieren würde und die auch gar nicht notwendig ist. Das will nicht sagen, daß man nichts wagen soll, vielleicht gar unter Furcht und Zittern wagen soll, aber niemand wolle mit Gewalt ein Universalnachfolger sein, sondern er lebe nach dem Maß des Glaubens, das ihm zugeteilt ist, auch wenn es ihm sehr dürftig vorkommt gegenüber dem, was andere haben, was andere zu schöpfen und offenbar auch in ihrem Leben aktiv werden zu lassen verstehen. Solche Menschen sollen einem nicht ein Vorwurf sein, sondern nur eine Mahnung, ein Hinweis auf die eigene Kleinheit und die Größe der Wahrheit. Man muß nicht mit einer Wagenladung Glaubens gleich an tausend Möglichkeiten der Nachfolge herantreten, sondern an die nächstliegende mit dem Senfkorn des Glaubens — das Ueberraschende an ihm ist, wenn es nur mit Ernst und Aufrichtigkeit und Wagemut zuhandengenommen wird, daß es wächst, daß es aber organisch auf eine gesunde Weise wächst und sich verzweigt, daß es ja keimhaft die ganze Fülle der Wahrheit in sich birgt und zur Entfaltung bringen wird. Es gibt auf diese Weise immer ein Wachstum, sogar ein überraschendes, unvermutetes.

Da es kein Schema gibt, ist die Nachfolge auch nicht zu suchen in der Imitation, der Nachahmung Jesu und seiner Apostel in ihrer Erscheinung, ihrem Verhalten und Auftreten. Es ist einzuräumen, daß innerhalb der völligen Freiheit auch dieser Weg noch möglich und daß er in wahrhaft großer Weise schon beschritten worden ist. Aber man muß wohl beifügen, daß es schon einer außerordentlichen Vollmacht

und einer außerordentlichen Gabe an Geist bedarf, damit man dabei nicht auf eine geistlose Kopie oder gar auf eine Karikatur herauskommt. Schon die äußeren Umstände und Gegebenheiten werden hier Halt gebieten. Was einem Franziskus möglich war, das war wohl eher etwas Einmaliges und auch Damaliges; er ist eine Erscheinung, die sich nicht ohne weiteres in unser so ganz anders geartetes Erdreich verpflanzen läßt. Man kann sich schwer vorstellen, daß ein solcher Versuch unter uns in Vollmacht erfolgen könnte, es ist zu vermuten, daß er eher den Eindruck von etwas Absonderlichem oder auch Idyllischem machen würde als den einer Tat von aufrüttelnder, mitreißender revolutionärer Kraft.

Es spricht aber auch noch ein tieferer Grund dagegen, jener erwähnte dynamische, nicht statische Charakter der Wahrheit. Keiner der Großen im Reiche Gottes hat jemals gemeint, es müsse nun für alle Zeiten unabänderlich in den Bahnen, in den äußeren Formen weitergehen, die er vorgezeichnet hat, sondern sie haben immer auf die Möglichkeit, ja Notwendigkeit einer Entwicklung, eines Fortschreitens hingewiesen. So auch Jesus selber, wenn er sagt: „Wer an mich glaubt, der wird die Werke, die ich tue, auch tun und wird größere als diese tun.“

Wir werden das nicht so verstehen, daß wir an persönlicher Größe oder Bedeutung ihn jemals übertreffen könnten, da reden wir ja nicht einmal von irgend einer Gleichheit. Daß die grundsätzlich entscheidende Tat für alle Zeiten *er* getan hat, daß *er* die Weltenwende bedeutet, darüber besteht auch keine Diskussion. Aber seine Tat muß sich noch sichtbar auswirken ins Große. Es wird ungefähr so zu verstehen sein, daß der Kampf um das Gottesreich neue Formen annimmt, größere, auch wildere, die aber damit auch verheißungsvollere sind, daß Auseinandersetzungen, welche vorerst mehr im Verborgenen, prinzipiell, angebahnt waren, aktuell werden in einer Art, daß ihre weltumspannende Bedeutung viel unmittelbarer einleuchtend wird, daß Entscheidungen viel schneller fallen und in großem Maßstab sich auswirken, daß die ganze Entwicklung des Reiches sich beschleunigt, daß große Siege rasch errungen werden. Damit ist aber auch eine neue, in diesem Sinn größere Haltung erforderlich. Die alten Schläuche halten den neuen Wein nicht mehr.

Dieser auf Weltumfassung zielende, kosmische Charakter des Gottesreiches ist überhaupt bei der Frage nach der rechten Nachfolge sehr zu beachten. Es geht gegen kosmische Mächte, gegen die Herrscher dieses Aeons. Christus tröstet nicht über den jammervollen Zustand dieser Welt hinweg, er öffnet auch nicht ein Hintertürchen, durch das der Einzelne sich in eine private Geborgenheit zu flüchten vermag. Sein Trachten geht auf Welterneuerung, Weltüberwindung und Welterlösung. Es geht um ein neues Leben, das aber nicht einfach in Theorie oder Gefühl bestehen darf, sondern ganz real sein soll, zu dessen Zustandekommen es aber eben auch neuer Lebensmöglichkeiten und Le-

bensbedingungen bedarf, neuer Voraussetzungen für das Leben, einer neuen Welt, die von den Dämonen gereinigt ist, nicht mehr in Versuchung führt, nicht zum Götzendienste zwingt, nicht den Einzelnen ganz ungeachtet seines persönlichen Strebens in eine kollektive Teufels- und Todesordnung hineinbannt, welche alles illusorisch macht, was individuell geglaubt und gekämpft wird.

Wir verkennen den Wert und die Notwendigkeit der persönlichen Freiheit des Einzelnen von Gier, von falscher Leidenschaft und Laster nicht, im Gegenteil, um sie geht es uns ja, daß sie möglich, daß sie wirklich werde. Gerade aus dem Streben nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit erwächst uns immer wieder die Erkenntnis von der Notwendigkeit dieser Freiheit, werden wir auch immer wieder zur persönlichen Buße gedrängt. Im Forschen nach den Ursachen von so viel Unwirksamkeit unseres Kampfes werden wir immer wieder auch zu der Antwort geführt werden, daß man mit unreinen Händen und unreinem Herzen den Berg Gottes nicht besteigt.

Es gibt gewiß den Typus des polternden Weltverbesserers, der sich selber noch nie erkannt hat in seiner Fragwürdigkeit. Dieser Typus ist natürlich eine Gefahr für uns. Man muß ihm aber nicht sagen, er solle zuerst einmal bei sich selber Ordnung schaffen, wobei es dann gar leicht darauf herauskommt: Ueberhaupt bloß bei dir! Man muß ihm sagen, daß er seine Aufgabe tiefer, mit größerem Ernst anpacken soll.

Es gibt nämlich auch das Gegenbeispiel, und es ist nicht erfreulicher, den Menschen, der bei allem persönlichen Training sich in immer größere Blindheit und Verstocktheit hineinverrennt. Es hatte zum Beispiel durchaus nichts Erhebendes, ein bei bestimmter Gelegenheit unter Berufung auf die „christliche“ Verpflichtung zu „absoluter Wahrhaftigkeit“ abgelegtes, förmliches Glaubensbekenntnis anzuhören: „Ich glaube halt an Adolf Hitler, ich glaube an das deutsche Volk, auch an das deutsche Blut“. Die „absolute Wahrhaftigkeit“ in allen Ehren, sie ist sicherlich eine Forderung an uns alle, aber wenn sie nichts anderes zu Tage fördert, dann wirkt sie nicht mehr erbaulich.

Wer zum Beispiel persönliche Freiheit von aller Mammonsbesessenheit anstrebt und predigt, im Uebrigen aber es völlig unbeschwert als gegeben und selbstverständlich hinnimmt, daß er in einer umfassenden Mammonsordnung ausgeprägtesten Art lebt, in einer auf Profit basierenden Wirtschaftsordnung, der ist eigentlich noch ahnungslos, und dessen Seele ist noch nicht erwacht zur Erkenntnis der Wahrheit. Wer aber einsieht, daß man in Wahrheit nicht Gott dienen kann und dem Mammon, dem muß es unerträglich werden, daß die Menschen ja dem Mammon dienen *müssen*, daß sie verdammt sind dazu, in einer Ordnung zu leben und an ihr teilzuhaben, die den Einzelnen mißbraucht, demütigt, verdirbt, zugrunderichtet, er sei Ausgebeuteter oder Ausbeutender.

Dem Einzelnen Selbstlosigkeit in seinem persönlichen Leben nahe-
zulegen, ihn aber zugleich unwidersprochen oder sogar ausdrücklich
einem kollektiven nationalen Egoismus zu überantworten, das ist Heu-
chelei. Vom Einzelnen Liebe, sogar Feindesliebe zu fordern, ihn aber
zugleich einer Macht ausliefern, die ihn mißbraucht zu einem kolossalen
Haffeswerke, zum Rauben, Sengen, Schänden und Töten, das heißt
Mücken seihen und Kamele verschlucken. Eine Weltordnung anerken-
nen, die mit Naturnotwendigkeit führt zu Unrecht, Elend, Mord und
Krieg und dann meinen, Gott ein Plätzchen verschaffen zu können in der
Seele des Einzelnen, ohne daß in dieser Seele zum mindesten ein *Protest*
erwacht gegen diese Gefangenschaft in einer Ordnung des Teufels, das
ist Illusion. Diese Seele, in der ein Protest *nicht* erwacht, ist ja un-
empfindlich für die Wahrheit, tot für Gott. Christus hält es entschieden
nicht mit denen, die meinen, diesen Protest dämpfen und bekämpfen zu
müssen, er hält dafür, daß es gelte, ihn zu wecken.

Wir können daher die Nachfolge auch nicht auffassen als bloße
intensive Wohltätigkeit, die darauf ausgeht, einige der schlimmsten
Wunden, welche diese Welt schlägt, zu lindern. Schon darum nicht, weil
sie im Allgemeinen eine ganz und gar ungefährliche Sache ist. Wir
wollen gar nicht darauf eingehen, daß es auch sehr schlimme Formen
der Wohltätigkeit gibt. Die sind eine Entartung, die nicht notwendig
ist und um deretwillen die Sache an sich nicht angefochten werden kann.
Selbstverständlich ist Liebestätigkeit in vielen Fällen notwendig und oft
genug das erste Gebot, zweifellos hat sie auch große Werke geschaffen,
die aller Anerkennung wert sind und die uns beschämen. Aber es fehlt
ihr, wenn sie nichts weiter ist, das revolutionäre Element, es eignet ihr
etwas Stagnierendes, sie tendiert eher auf Ausöhnung mit dieser Welt.
Sie ist im Grunde eine Offenbarung der Ungerechtigkeit und Unerlöst-
heit dieser Welt, will aber oft eher verdecken als aufheben. Sie kann
eigentlich nur mit schlechtem Gewissen geübt werden, ist eine Anklage
gegen den Gebenden, gibt sich aber oft genug eher als Rech-
fertigung. Ja, sie kann direkt ein Interesse erzeugen daran, daß
Not bestehe und bestehen bleibe. Man kann zum Beispiel beobach-
ten, daß der Gedanke der Altersversicherung gerade in gewissen from-
men Kreisen auf besonderen Widerstand stößt, indem man dort argu-
mentiert, Liebestätigkeit sei eine Domäne der Kirche, eine Kirche müsse
solche unbedingt ausüben, der Staat nehme ihr aber immer mehr jede
Möglichkeit dazu weg, indem er sich in Gebiete eindrange, die ihn gar
nichts angehen. So gelangt man von der verabsolutierten Liebestätigkeit
geradezu zu einem Dogma von der notwendigen, unentbehrlichen Un-
erlöstheit der Welt.

Wir wollen diesen ganzen Sachverhalt in einem konkreten Beispiel
an uns herantreten lassen, das nicht erfunden ist, indem wir uns einen
Soldaten vorstellen, der im Dienst ein Brot entwendet, um es nach
Hause zu schicken. Seine Tat kommt aber aus und der Fehlbare muß

zur Rechenschaft gezogen werden. Was soll ich nun, wenn ich ein Nachfolger Christi sein will, zu diesem Manne sagen? Ich kann ihn mit nachdrücklichem Strafernst daran erinnern, daß es ein heiliges Gebot gibt: „Du sollst nicht stehlen!“ und daß es daran gar nichts zu rütteln und zu markten gibt. Ich kann ihm zureden, sein Unrecht einzusehen und zu bereuen. Ich kann ihm klar machen, daß er seinen Kameraden das nicht allzu reichlich bemessene Brot geschmälert hat. Ich kann an seine Einsicht appellieren, daß so etwas doch einfach nicht geht der Konsequenzen wegen, denn wohin käme man, wenn jeder eigenmächtig zur Selbsthilfe schreiten wollte? Ich kann, um ein Uebrigtes zu tun, ihm auch finanziell beistehen, damit seine Frau daheim wenigstens für einige Zeit Brot kaufen kann.

Das alles kann ich tun, und das alles ist nicht falsch, ist notwendig, aber wenn es alles ist und ich nun beruhigt bin, dann ist es falsch. Das alles ist unrecht, wenn es nicht kommt aus einem großen Erschrecken über diese Welt, in der ein sonst unbescholtener Mensch in Versuchung kommt, das Brot für seine Familie zu stehlen. Ich kann mit sauberem Gewissen sein Unrecht nur beim Namen nennen und es ablehnen, wenn ich ihm bezeugen darf: „Mit der ganzen Leidenschaft meiner Seele setze ich mich ein für eine neue Welt, in der du das nicht mehr nötig hast, ich will es zum mindesten von jetzt an tun. Du solltest aber mit mir kämpfen und diesen Kampf nicht kompromittieren oder sabotieren durch ein Unrecht, denn dadurch leistest du selber deinen Tribut zur Festigung und Verewigung dieses Zustandes der Ungerechtigkeit.“

Ich darf den Menschen nicht allein in seiner persönlichen Schuld sehen, ich muß ihn auch sehen als das Opfer der Mächte, die mit ihm ihr Spiel und ihr Gespött treiben. Diese Welt, die der Nährboden ist für Sünde, Laster und Elend, die gehört auf die Anklagebank. Ihre Verderbtheit muß mir da in erster Linie aufgehen, ihr soziales Unrecht, der Krieg, der die Männer aus den Familien in den Kriegsdienst treibt und den Angehörigen zu Hause das Brot raubt, sie müssen angegriffen und überwunden werden, anders kann ich die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung!“ nicht mehr aufrichtigen Herzens beten.

So werde ich hineingedrängt in die großen sozialen und politischen Auseinandersetzungen unserer Zeit, in den Kampf um Gerechtigkeit und Frieden. Es ist schwer einzusehen, wie ich heute soll Nachfolge üben können, indem ich an diesen Fragen vorbeigehe. Sie sind geradezu zum Prüfstein geworden. Die Art der Anteilnahme wird verschieden sein. Der eine findet seine Berufung und seinen Platz zuvorderst, in aller Öffentlichkeit, mitten im heißen Kampf, der andere mehr in der Stille, innerlich ringend, betend und glaubend, aber nicht weniger von ganzem Herzen beteiligt und nicht weniger zur Entscheidung beiträgend. Es wird alle Formen geben, sie brauchen und ergänzen einander, aber es wird *ein* Kampf, *ein* Geist sein.

Der Kampf wird bei aller Mannigfaltigkeit etwas Einheitliches sein.

Er wird und soll bei jedem Einzelnen das Charakteristische der Kampfweise Christi an sich tragen, damit zu erkennen ist, daß er in der Nachfolge Christi geführt wird. Was ist nun das Charakteristische an seiner Kampfweise, welches ist sein Weg zur Erringung der Freiheit für das Menschengeschlecht? Sein Weg ist paradox und zutiefst und unerhört revolutionär in einer Weise, wie man es nicht ein zweites mal erlebt hat. Er geht den Weg des Verzichtes, des radikalsten aller Verzichte: er verzichtet auf Gott, auf das, was man je und je unter Gott verstanden, bei ihm gesucht und aus der Vereinigung mit ihm sich versprochen hat: irgend ein Hinausgehobenwerden über das allgemeine Niveau, irgend eine Bewahrung vor dem allgemeinen Schicksal, irgend ein Reichwerden gegenüber der schreienden Gottesarmut dieser Welt, die Gewißheit und das Erleben einer Distanz zu der in trostloser Finsternis und Blindheit dahinvegetierenden Masse der Menschheit. Er verzichtet darauf und tauscht es ein gegen die Solidarität mit dieser Masse, mit diesem verlorenen Geschlecht. Er geht zu ihnen, er wird ihnen Bruder, er macht ihr Schicksal zu seinem eigenen. Hier wird deutlich, was er von einem Nachfolger erwartet. Es geht in gar keinem, auch nicht in einem allerfeinsten Sinne mehr um irgend ein Dirigieren, um irgend ein Verfügen über ein Menschenmaterial, auch nicht in einem sehr wohlwollenden Sinne. Es geht um die schlechthinige Solidarität mit diesen Menschen, die gar kein Material sind, um die Solidarität des Hohen mit dem Niedrigen, des Gerechten mit dem Schuldigen, des Starken mit dem Schwachen, des Gesunden mit dem Kranken. Es geht um die Solidarität des Glücklichen mit dem Unglücklichen, des Reichen mit dem Armen, des Geborgenen mit dem Verlorenen, des Anerkannten mit dem Ausgestoßenen. Es geht um die Solidarität, die alles ablegt, was distanziert, jeden vermeintlichen oder wirklichen Vorzug, jedes Vorrecht, ohne zu untersuchen, ob es zu Recht oder Unrecht bestehe. Christus geht zu den Armen, zu den Verlorenen, zu den Ausgestoßenen. Nicht um sie den Abstand fühlen zu lassen, sondern um sie erleben zu lassen, daß kein Abstand ist. Er kommt als einer von ihnen, als ihr Bruder.

In dieser Solidarisierung wagt er den höchsten Einsatz, er gibt sich selber preis. Wenn jetzt nicht diesem Menschengeschlecht geholfen wird, wenn es jetzt nicht hinübergerettet wird aus den Schatten des Todes in die Welt des Lichtes, in das Reich Gottes, dann hat er verloren und ist selber verloren. Dieser Weg führt ans Kreuz, als der letzten, vollen Offenbarung, Bestätigung und Bezahlung dieser Solidarität. Sein Nachfolger muß bereit sein, zu bezahlen für die Freiheit der Welt, in der er dann aber auch seine eigene Freiheit gewinnt.

Dieser Weg führt aber auch — er allein — zur Auferstehung, zum Sieg. Denn diese Solidarisierung mit dem Verlorenen ist zugleich tiefste Solidarisierung mit Gott, ist Eintritt und Aufnahme in die Gotteslohnenschaft. Sie ist der Weg zur Auferstehung, zu Pfingsten, zur Belebung

und Sammlung und Vereinigung all dieser Zerstreuten und Verlorenen, zur Wiederbringung aller Dinge zu Gott.

Nicht im Besitz, nicht im materiellen, nicht im geistigen, nicht im moralischen Besitz ist Gott, sondern in den Armen, in denen, deren Lebensrecht verkürzt ist, in den Vergessenen, Verstoßenen, in denen, deren Menschenrecht zertreten wird. Es ist sein Recht, das dort übersehen und verleugnet wird. Zu ihnen geht uns Christus voran, und damit führt er uns zu Gott. In ihnen, die aus dem Kreis und oft überhaupt aus dem Blickfeld der Bewahrten und sich gegenseitig Anerkennenden herausgefallen sind, in ihnen wartet das Gottesrecht, das verlorene und immer wieder vergeblich gesuchte. In ihnen wartet es darauf, daß es entdeckt und anerkannt werde, das Gottesrecht, das lautet: Einheit, Gemeinschaft, Bruderschaft, Solidarität. In den Alten, die in Not und Sorge leben, in ihnen wartet es. Es wartet in den Vertriebenen und Heimatlosen, in den Entrechteten, es wartet in den unter dem ständigen Druck einer ungesicherten Existenz Lebenden, es wartet in den in unwürdiger Abhängigkeit Gehaltenen, es wartet in den vom Krieg seelisch und leiblich Verheerten, in allen denen, die möglicherweise von neuem Krieg bedroht sind. Es wartet auf die, die sich zu ihm bekennen, es ans Licht heben und ihm zum Siege verhelfen. Es wartet auf die Nachfolger Christi. *Otto Hürlimann.*

Ein Revolutionsbuch ¹⁾

Zu den entscheidenden Wegweisern unserer Zeit gehört nach meinem Urteil *Max Picard*. Ich brauche den Ausdruck „Führer“ nicht nur darum nicht, weil er mißbraucht und mir ohnehin widerwärtig ist, sondern auch aus einem der Sache angemessenen Grunde: Ein Führer geht — geht voraus und wir folgen ihm nach, Picard aber steht, so wie ein Wegweiser im Gebirge oder in pfadloser Ebene steht. Wir bewegen uns auf ihn zu; besser noch: wir stoßen auf ihn. Er geht nicht, aber er tritt hervor. Und zwar tritt er hervor in dem Maße, als allerlei Wege und Pfade oder andere Orientierungspunkte sich verlieren. So tritt Picard hervor und wird Wegweiser in dem Maße, als nicht nur Freud, sondern auch Marx — um nur diese zwei zu nennen — sich verlieren, vor dem letzten Abgrund und dem höchsten Aufstieg versagen. Und er bezeichnet die letzte und entscheidende Revolution: die Bewegung von einer in der letzten Tiefe von Gott losgekommenen Welt auf Gott zu.

Denn das ist das Thema aller bisherigen Bücher Picards. Bisher freilich mehr auf der negativen Linie: sie zeigen im Ganzen mehr den Weg, der von Gott abführt, als den, der zu ihm hinführt. Das erste

¹⁾ *Max Picard*: Hitler in uns selbst. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich.